

*Stefan Hufner*  
Der Tote von Dresden



Stefan Hübner

# Der Tote von Dresden

CONTE  
KRIMI

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek  
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbiographie; detaillierte bibliografische Daten  
sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN: 3-936950-13-X

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich  
geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags  
unzulässig. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen,  
Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und  
Verarbeitung in elektronischen Systemen.

© Stefan Hüfner, 2004  
© CONTE Verlag, 2004  
Am Ludwigsberg 80-84  
66113 Saarbrücken  
Tel: 0681/416 24 28  
Fax: 0681/416 24 44  
E-Mail: [info@conte-verlag.de](mailto:info@conte-verlag.de)  
[www.conte-verlag.de](http://www.conte-verlag.de)

Umschlagentwurf: Gega Schwickerath  
Druck und Bindung: PRISMA Verlagsdruckerei, Saarbrücken





# I

Die Uhr auf dem weißen, einfachen Schrank in der Küche im dritten Stock eines alten Hauses in der Rothenburger Straße in Dresden schlug zweimal. Adelheid Koppe, Sekretärin im Institut für Werkstoffforschung in Dresden, saß am Küchentisch, neben sich die Kaffeemaschine und vor sich einen Teller und eine Tasse aus Meißner Geschirr mit blauem Zwiebelmuster. Jeden Abend stellte sie, bevor sie ins Bett ging, den Teller und die Tasse ordentlich immer an den gleichen Platz, die Zuckerdose ebenfalls.

Zu ihrem vierzigsten Geburtstag hatte ihr ihre Tochter Marion diesen Wunsch erfüllt: zwei Stücke Meißner Geschirr, von Freunden gegen ein Transistorradio, das ihr ein Onkel aus dem Westen zum Geburtstag geschickt hatte, eingetauscht.

Ihre Tochter und deren Mann hatten in Dresden gearbeitet, waren aber beide bald nach der Wende entlassen worden. Sie fanden in der Nähe von Stuttgart schnell wieder Arbeit. Inzwischen hatten sich Marion und ihr Mann getrennt; er war zu einer jungen Friseurin gezogen, da, wie er sich ausgedrückt hatte, Marion im Geist und im Aussehen eine graue DDR-Maus geblieben sei, mit der er nicht den Rest seines Lebens verbringen wolle.

Graue DDR-Maus. Sie musste zugeben, dass ihr Schwiegersohn nicht unrecht hatte. Aber nicht nur Marion, sie alle, die in der DDR groß geworden waren und dort gelebt hatten, waren graue Mäuse, auch sie selbst. Fünfundvierzig Jahre Ostzone und DDR kann man nicht einfach weglegen oder abreißen und in den Müll tun, wie eine Verpackung.

Grau war die vorherrschende Farbe der DDR gewesen. Die Städte waren grau, aber auch die Gesichter der Menschen. Wenn in jenen Zeiten vor dem Zwinger zwei Busse hielten,

der eine aus Köln, der andere aus Krakau, dann musste man nur kurz hinsehen um die Leute zu unterscheiden, an der Art, wie sie gekleidet waren, wie sie sich bewegten, wie sie miteinander sprachen. Selbst heute noch konnte sie in der Stadt, wenn sie die Prager Straße hinunterging oder auf der Brühlschen Terrasse saß, die Menschen aus dem Osten von denen aus dem Westen unterscheiden.

Adelheid Koppe schenkte sich noch einmal ein. Die Uhr auf dem Küchenschrank schlug dreimal. Dreiviertelsechs.

Kurz nach sechs Uhr verließ sie ihre Wohnung und ging die Bautzener Straße entlang zum Albertplatz, wo sie in die Straßenbahn stieg.

Sie fuhr am Hauptbahnhof vorbei zum Nürnberger Platz, um von dort die Helmholzstraße zu dem Institut hinaufzugehen, in dem sie seit jeher gearbeitet hatte. Früher gab es um diese Zeit keinen Verkehr auf den Straßen, jetzt musste sie sich beim Überqueren stets in Acht nehmen. Am oberen Ende der Helmholzstraße ging sie durch den Institutseingang, der noch vor dem Haus renoviert worden war und stieg die Treppe in den ersten Stock hinauf, wo sie seit fünfzehn Jahren ihr Arbeitszimmer hatte.

Nachdem sie den Mantel in den Schrank gehängt hatte, trat sie vor den Spiegel neben dem Waschbecken, zog ihren Rock ein wenig nach oben, strich ihn glatt und öffnete den zweiten Knopf ihrer Bluse. Sie hatte schnell gelernt, wie empfänglich die neuen Herren aus dem Westen für Weiblichkeit waren, und wusste genau, wie sie ihren Oberkörper halten musste, damit ihr Chef länger als es die Sache erforderte neben ihr stehen blieb.

Professor Weißmüller, der aus Köln gekommene neue Direktor, behandelte sie gut, ein bisschen von oben herab, aber nicht mehr, als er dies mit den anderen Angestellten im Institut tat.

Sie setzte die Kaffeemaschine in Gang. Auf dem Schreibtisch lag ein Zettel mit der großen Schrift ihres Chefs: „Bitte sofort schreiben. F.W.“ Daneben befand sich eine kleine Kasette. Auf diese Weise begann regelmäßig ihr Tag.

In dem Kopfhörer ertönte die schwere, tiefe Stimme ihres Chefs, und sie begann zu schreiben: „An den sächsischen Minister für Wissenschaft und Kultur, Herrn Professor Dr. phil. Herbert Bauer, Invalidenstraße 2, Dresden.

Sehr geehrter Herr Minister, lieber Herr Bauer, als wir uns vor ein paar Tagen beim Empfang in der Staatskanzlei trafen, baten Sie mich, Ihnen gelegentlich, formlos, über die Situation am Institut für Werkstoffforschung in Dresden einen kurzen Bericht zu schicken, damit Ihr Haus die Entwicklung dieses Institutes relativ zu der anderer wissenschaftlicher Einrichtungen, also auch zu der der sächsischen Universitäten einordnen könne. Ich bin Ihnen, lieber Herr Minister, für diese Anregung sehr dankbar, gibt sie mir doch Gelegenheit, selbst das bisher Erreichte kritisch zu sichten und auf der anderen Seite meine eigenen Vorstellungen und Pläne zu präzisieren.

Wie Sie wissen, besitze ich langjährige Managementenerfahrungen in öffentlich-rechtlichen Forschungsinstitutionen der Bundesrepublik und insbesondere, und dies während mehrerer Jahrzehnte, über solche aus einer Spitzenposition in der industriellen Forschung und Entwicklung. Dies, glaube ich, wird mich in den Stand versetzen, das Institut für Werkstoffforschung in Dresden einerseits unter dem Gesichtspunkt der nun einmal im öffentlich-rechtlichen Bereich leider gegebenen Randbedingungen zu leiten, auf der anderen Seite ihm aber auch eine Richtung zu geben, die es langfristig in die Lage versetzen wird, aktiv und auf hohem Niveau mit industriellen Partnern zusammenzuarbeiten, ja diesen mit in unserem Hause durchgeführten Entwicklungen Impulse für

neue Produktionen zu vermitteln. Dieses Hinüberreichen des Instituts für Werkstoffforschung aus dem öffentlich-rechtlich finanzierten Forschungsbereich in die Industrie ist sicher ein zentrales Anliegen Ihres Hauses, ja der sächsischen Landesregierung insgesamt, weil auf diese Weise ein wesentlicher Beitrag zum industriellen Wiederaufbau des Freistaates Sachsen geleistet werden kann.

Selbstverständlich ergeben sich bei der hier skizzierten Aufgabe mancherlei Schwierigkeiten, obwohl wir vor allem dank meiner Managementenerfahrung im industriellen Bereich schon einige stattliche Klippen umschiffen haben.

Die zentrale Problematik, und Sie werden mir gestatten, dass ich ohne Umschweife direkt, wie das nun einmal im professionellen Bereich üblich ist, zum wesentlichen Punkt, der uns im Augenblick beschäftigt, vorstoße, liegt darin, dass die meisten Mitarbeiter des Institutes, vor allem auch, und das muss ich in aller Gelassenheit feststellen, die, die aus dem Westen den Weg hierher in das schöne Dresden gefunden haben, keinerlei Erfahrung im industriellen Forschungsmanagement oder auch nur in der industriellen Forschung besitzen, und daher Schwierigkeiten haben, meinen Anregungen und Anordnungen in der geeigneten Weise zu folgen. Daher lässt es sich nicht vermeiden, dass ich einen nicht unerheblichen Anteil meiner Zeit und Energie darauf verwende, Institutsdirektoren und Gruppenleiter von der absoluten Notwendigkeit eines industriellen, managementorientierten Vorgehens bei der Erfüllung ihrer Aufgaben zu überzeugen. Dies ist um so bedauerlicher, da ich in kurzer Zeit zwei große Projekte mit Firmen der Stahlbranche akquiriert habe, die auch nicht unerheblich von der Europäischen Kommission finanziell unterstützt werden, und deren Abwicklung einen großen Teil meiner Zeit beansprucht.

Gerade in der Durchführung derartiger sehr industrienaher Projekte sehe ich die Hauptaufgabe des Instituts für Werkstoffforschung in Dresden. Der Fairness halber will ich hinzufügen, dass die drei Institutsdirektoren, die unter mir arbeiten, ihre Gruppen durchaus erfolgreich aufgebaut und kleinere Projekte eingeworben haben. Allerdings haben sie sich dabei trotz aller meiner Einwände zu sehr von den traditionellen, in der akademischen Forschung üblichen Vorgehensweisen leiten lassen. Deshalb sind außer durch meine Initiative bis jetzt praktisch keine Kooperationen mit der Industrie entstanden, was ich einigermaßen bedauern muss. Schließlich will ich noch bemerken, dass insgesamt die Zusammenarbeit zwischen den aus den alten Ländern nach Dresden gekommenen Mitarbeitern und den, ich darf einmal sagen, alten Dresdnern, ausgezeichnet funktioniert, so dass man im Grunde weder von außen noch im täglichen Betrieb irgendwelche Anzeichen für das unterschiedliche Herkommen einzelner Mitglieder des Institutes erkennen kann. Dies war von Anfang an mein Bestreben, das ich nicht zuletzt aus der Überzeugung ableitete, dass, nachdem nun die politische Vereinigung gegen unser aller Erwartungen so schnell und reibungslos vollzogen war, auch im täglichen Leben, im Zusammenarbeiten der Menschen aus den alten und neuen Bundesländern Spannungen und Verstimmungen gar nicht erst entstehen dürfen, sondern schon im Ansatz vermieden werden müssen. In dieser Hinsicht waren wir in dem Institut, glaube ich, außerordentlich erfolgreich.

Lassen Sie mich diese kurzen Bemerkungen zusammenfassen mit dem Statement, dass wir in Anbetracht der Situation, die wir vorfanden, mehr erreicht haben als zu erwarten war. Das Institut arbeitet hervorragend, die Mitarbeiter sind mit großem Einsatz tätig, und national wie international haben wir fachlich einen ausgezeichneten Standard erreicht. Was

die Durchsetzung möglichst effizient arbeitender Strukturen angeht, ist allerdings noch ein gewisser Nachholbedarf unverkennbar, und auch bezüglich der Zusammenarbeit mit der Industrie kann man noch Defizite ausmachen, deren Beseitigung ich mit aller meiner Kraft vorantreiben werde.

In der Hoffnung, Ihnen mit diesen Bemerkungen gedient zu haben, und dem Wunsch, dass das hohe Wohlwollen, das Sie unserem Hause stets entgegengebracht haben, diesem auch in Zukunft erhalten bleibe, verabschiede ich mich mit besten Grüßen, Ihr...“

Adelheid Koppe druckte den Brief aus, las ihn sorgfältig, wobei sie mit einem Rotstift Fehler korrigierte, übertrug die Korrekturen auf dem Bildschirm in den Text und druckte dann die korrigierte Fassung des Briefes aus.

## II

Sie erhob sich von ihrem Sessel, um den Brief an den Minister ihrem Chef auf den Schreibtisch zu legen, damit er ihn nachher sofort erblickte und mit ihr zufrieden war. Sie öffnete die erste Tür, dann die zweite, trat in das große, weite Zimmer und tat ein paar Schritte auf den großen Schreibtisch zu.

Adelheid Koppe stieß einen Schrei aus und blieb stehen, wobei die Blätter aus ihrer Hand auf den Boden flatterten. Neben dem Schreibtisch lag, ausgestreckt, ein Mensch. Sie konnte sich nicht bewegen, starrte auf den Körper, den sie wenige Meter vor sich sah. Schließlich gelang es ihr zu sprechen.

„Hallo“, rief sie. Der Körper bewegte sich nicht. „Hallo!“ rief sie lauter. Als er sich immer noch nicht rührte, drehte sie sich um, verließ das Zimmer auf Zehenspitzen und schloss die Türen vorsichtig hinter sich. Draußen stützte sie sich mit beiden Armen auf ihren Schreibtisch, schüttelte sich, kniff sich mit den Fingern in die Backen, bis es schmerzte.

Adelheid Koppe holte tief Luft, biss die Zähne zusammen, ging vorsichtig auf die Tür zu, öffnete die erste, dann die zweite, und blickte in den großen Raum. Dort lag er. Nach wenigen Augenblicken schloss sie beide Türen und eilte die Treppen hinab in die Pförtnerloge.

„Guten Morgen, Adelheid“, sagte Egon Altmann, und nachdem er die vor ihm stehende Frau betrachtet hatte, fuhr er fort: „Bist du krank? Willst du nach Hause fahren?“

Adelheid Koppe atmete kontrolliert und versuchte, nicht nervös zu erscheinen. „Egon, oben ist der Chef in seinem Zimmer.“

„Da muss er aber sehr früh gekommen sein“, erwiderte ihr der Pförtner.

Adelheid Koppe blickte ihn mit weit offenen Augen an. „Ich glaube, der war die ganze Nacht hier. Egon, du musst mir helfen. Der Chef liegt in seinem Zimmer auf dem Fußboden.“

Egon Altmann schien nicht zu verstehen. Er blickte sie starr an: „Was sagst du?“

„Der Chef“, erwiderte Adelheid. „Der Chef liegt oben in seinem Zimmer auf dem Fußboden. Ich habe ‚Hallo‘ zu ihm gesagt, und er hat mir nicht geantwortet.“

Egon Altmann verstand sie noch immer nicht. „Warum liegt er in seinem Zimmer auf dem Boden?“

„Ich glaube“, erwiderte Adelheid. „Ich glaube... Egon, komm, du musst nachsehen.“

Der Pförtner folgte ihr mechanisch. Sie gingen die breite Treppe nach oben in den ersten Stock und betraten das Vorzimmer.

„Geh bitte hinein. Ich warte hier auf dich.“

Egon Altmann blickte die Sekretärin, die er seit 30 Jahren kannte, aufmerksam an und bemerkte, dass sie zitterte. Er öffnete die beiden Türen zum Zimmer des wissenschaftlichen Direktors und trat ein. Neben dem Schreibtisch erblickte er den Körper von Professor Weißmüller. Er starrte einige Augenblicke zu ihm hin und flüsterte dann:

„Herr Professor.“ Schließlich etwas lauter: „Herr Professor, verstehen sie mich?“ Und noch einmal: „Herr Professor. Stehen sie bitte auf!“

Als sich nichts rührte, verließ er den Raum, schloss die beiden Türen hinter sich und sagte zu Adelheid Koppe: „Wir müssen schnell einen Arzt benachrichtigen.“

Wenige Minuten später fuhr ein Rettungswagen mit Blaulicht und Martinshorn am Institut vor. Der Pförtner führte den Arzt und die Sanitäter in das Sekretariat, öffnete die Tü-

ren zum Zimmer des Direktors und sagte: „Dort.“

Adelheid Koppe und Egon Altmann beobachteten durch die Tür, wie der Arzt neben dem Körper des Direktors niederkniete, ihn bewegte, mit der Hand über die Stirn strich und dann langsam wieder aufstand und zu ihnen ins Vorzimmer kam, von wo aus er die Polizei anrief.

Er wandte sich zu der Sekretärin und dem Pförtner und fragte: „Wann haben Sie ihn gefunden?“

„Etwa vor einer Viertelstunde“, antwortete die Sekretärin.

Der Arzt blickte vor sich hin und sagte: „Ich kann dem Mann nicht mehr helfen. Vielleicht kann es die Polizei.“ Darauf ging er wieder zu dem Toten.

Kurze Zeit später trafen Polizeibeamte ein, einige in Zivil. Der Aufgang in den ersten Stock wurde von einem Uniformierten abgesperrt. Die zum Dienstbeginn eintreffenden Mitglieder des Instituts fanden sich in der Eingangshalle zu Gruppen zusammen. Sie diskutierten leise. Plötzlich ertönte die laute Stimme von Herrn Jost, dem kaufmännischen Direktor des Institutes:

„Was ist denn hier los? Wird heute gestreikt? Auf, Leute, an die Arbeit. Diskutieren könnt ihr in der Mittagspause.“

Der Polizeibeamte an der Treppe versuchte, ihn aufzuhalten: „Sie können hier nicht weitergehen.“

„Natürlich kann ich das“, sagte Herr Jost laut und fügte hinzu: „Schließlich bin ich einer der Direktoren.“ Ohne sich um den Polizeibeamten zu kümmern, eilte er, zwei Stufen auf einmal nehmend, die Treppe empor.

„Typisch Wessi“, sagte der Polizeibeamte und fügte hinzu: „Wenigstens sprechen die Besatzer jetzt Deutsch.“